

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Kleinecke, Rudolf: Sepp Köflacher, der Bolschewist. Eine lustige
Geschichte mit ernstem Hintergrund

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Sepp Köflacher, der Bolschewist.



Eine lustige
Geschichte mit
ernstem Hinter-
grund
von
Rud. Kleinede.

Seit der Sepp wieder daheim ist, gibt es kein Essen mehr im Köflacherhose, das nicht „anbrandlert“ auf den Tisch käme. „Soviel naß is das Holz,“ jammert die alte Köflacherin, „und der Herd hat auch kein' Zug. Mein blind wird der Mensch in der Kuchel vor lauter Raufen!“

Vor vierzehn Tagen hat das Uebel seinen Anfang genommen. Damals, als die Köflacherin zur Feier der Heimkehr ihres Buben ein Schweinernes gebraten, Krapsen gebacken und überhaupt ein Essen hergerichtet hatte, als ob es sich um Hochzeit, Kindstauf' oder Leichenschmaus gehandelt hätte. — Damals schon hatte sie den ganzen Tag die Augen nicht trocken gebracht. Aber damals war doch wenigstens alles so gut geraten, daß ihrem lieben Buben noch den nächsten Tag sterbensübel war von dem guten Schmaus.

Freilich: damals biß ihr nicht der „Raufen“ in die Augen. Damals waren es Freudentränen gewesen. Heilige Mutter Gottes, soll man denn nicht weinen vor Freud', wenn ein liebes, verlorenes Kind endlich wieder heimfindet ins Elternhaus, wo man vier schrecklich lange Jahre nichts gewußt hat von ihm, als daß es irgendwo in einem wilden Lande lebt, von dem ein Christenmensch nicht einmal den Namen aussprechen kann, ohne sich die Zunge zu verrenken dabei! Ganz auf der anderen Weltseite war er gewesen, ihr Sepperl, — in Asien drüben, wohin es schier noch zehnmal weiter ist als bis in die ferne Wienerstadt. Zuerst bei den Russen, die ihn gefangen genommen hatten, dann bei den Chinesen, und zuletzt wieder bei den Russen. Saubere Leut' das miteinander! Die einen — das hatte die Köflacherin einmal in einem alten Kalenderbüchl gelesen — die einen waren Heiden mit gelben Gesichtern, geschlitzten Augen und langmächtigen Haarzöpfen. Auch die Männer. Und aßen Hundeschwänze und Regenwürmer . . . Die andern wieder — die Russen — das wären wohl Christen gewesen, aber halt doch nicht so die richtigen. Denn die hatten sogar einen extrigen Papst, der nicht einmal in Rom wohnte. Und essen — mein Gott, essen taten die mit Vorliebe Schusterkerzen. Und tranken immerfort Schnaps dazu. Das hatte die Köflacherin zwar in keinem „Büchl“ gelesen — das hatte sie nur so reden gehört. Aber glaubte es eben darum um so fester. So ist es wohl erklärlich,

daß sie bei der endlichen Heimkehr des schwer Vermißten Schweinernes briet und Krapsen buk. Und daß ihr immerfort die Tränen über die Backen liefen dabei. Die Freudentränen . . .

Noch ein anderer hatte damals Wasser in den Augen: der alte Köflacher, den noch kein Mensch hatte weinen gesehen. Nicht einmal vor den vier Jahren — beim Abschiednehmen seines Einzigen. Auch jetzt wischte er sich rasch und verstoßen das dumme Naß aus den Augen, daß es nur ja niemand sehen sollte. Dann hielt er dem Sepp die Hand hin zu festem Druck: „Na, weil d' mir wieder daheim biß . . .“ Das war alles gewesen. Aber dem Köflacher, der seine Gefühle nicht gern in Worte kleidete, hatte das eine ganze lange Rede bedeutet.

Die Angerer Kesperl schämte sich ihrer Tränen nicht. Die wußte vielleicht nicht einmal, daß sie ihr stromweise über die roten Bäcklein rannen, als sie dem Sepp entgegenlief mit lachendem Gesicht. „Sepp, mein Sepp!“ rief sie, „du mein lieber Bub!“ Denn der Sepp war „ihr Bub“. Nur in anderem Sinne, als er es seiner Mutter war. Dem Sepp hatte die Kesperl „ewige Treue“ geschworen, wenigstens für die Zeit, bis er aus der weiten Welt wieder heimkäme ins stille Walddörfel . . .

Und nun ist der Sepp wieder daheim. Vierzehn Tage schon. Das glückhafte Weinen der Kesperl hat sich in ein troziges Lachen gewandelt — die wortfarge Freude des Köflacher in ein wortreiches Fluchen. Denn wenn der Köflacher auch seine Lieb' und sein Gutsein vor den Leuten verstecken möchte wie eine Sach', über die man sich zu schämen hat, — seinen Horn tut er offenerzig aller Welt kund. Und flucht.

Sein Weib weint dazu. Weil es aber keine Freudentränen mehr sind, schämt sie sich nun auch. Faselt etwas von nassem Holz und beißendem Rauch, und läßt alltäglich das Essen anbrandeln vor lauter bitterem Herzeleid.

Es ist aber auch zum Lachen und Weinen und — Fluchen, wenn man zusehen muß, was der Sepp treibt! Das heißt — eigentlich treibt er ja überhaupt nichts. Kälkelt sich des Morgens noch faul im Bett, wenn die andern schon alle längst an die Arbeit gegangen sind, lungert dann auf der Straße herum und erzählt jedem, der ihm begegnet, langmächtige Geschichten, von denen die Leute nie wissen, ob sie Spaß oder Ernst sein sollen. Begegnet er zufällig keinem, der ihm standhalten will, so sucht er sich seine Zuhörerschaft im Wirtshaus. Oder er bummelt aufs Feld hinaus und schaut den Leuten bei der Arbeit zu, bis ihm auch das zu langweilig wird und er verdroffen wieder heimstapft. Uergerlich darüber, daß die Leute immer noch nicht erkennen wollen, was für einen Segen er ihnen aus Rußland mitgebracht . . .

So recht ausgeräumt und guter Dinge wird der Sepp immer erst des Abends. Wenn der

Vater und die Hausleute nach der schweren Tagesarbeit heimgekehrt sind und sich auch zu Tische setzen. Denn die anderen Mahlzeiten muß ihnen die Jungdirne jezt, in der Erntzeit, immer aufs Feld hinaustragen. Aber des Abends kocht die Bäuerin etwas extra Kräftiges, und alle Tage muß es der Sepp wiederholen: „Is halt doch ein anderes Essen das, als wie die Regenwürm' und die Schusterkerzen. Und überhaupt: so gut kochen wie die Mutter kann kein zweites Weiberleut mehr auf der ganzen Welt.“

Und nach dieser Einleitung hebt der Sepp seine Predigt an. Daß jezt eine neue Zeit gekommen ist, wie sie schöner und besser noch nie auf Erden war. Armut? Gibt's nicht mehr. Denn warum? Weil es auch keinen Reichtum mehr gibt. Sind alle Menschen gleich jezt, einer wie der andre. Braucht sich auch kein einziger mehr zu schinden und zu plagen wie voreh — knappe vier Stunden Arbeitszeit sind genug im Tag. Das hat schon einer ausgerechnet vor vielen Jahren. Und das ist heilig.

„Bist ein Lapp!“ erklärte der alte Köflacher, da der Sepp zum ersten Male seine Weisheit ausgekramt. „Hast denn die Bauernwirtschaft ganz vergessen in die vier Jahr', daß d' so daherreden magst? Wann die Frucht g'schnitten auf'm Acker liegt und die Hagelwolken am Himmel hängen, dann geht die Rechnung anders! Da heißt's vorm ersten Hahnenschrei bei der Arbeit sein und in Gottes Namen dabei bleiben, bis die Frucht im Stadel liegt. Und wann's Mitternacht wird! Dann is aber auch der Segen drauf. Und kommen schon wieder Zeiten — im Winter oder so — wo sich der Mensch auch wieder ausraffen kann.“ Er lachte laut auf. Halb ärgerlich, halb belustigt. „Vier Stund' Arbeit im Tag! Is wohl kein Bauer g'west, der das ausg'rechnet hat!“

Der Sepp sezte eine überlegene Miene auf. „Hat sich aufg'hört jezt, der Unterschied zwischen Bauern und Herren! Is einer wie der andre — ich hab's ja schon g'sagt. Die Herrenleut' müssen jezt gradso arbeiten wie unjereins.“

„Soo —“ machte der Hausvater. Und das o in dem kurzen Wörtlein dehnte sich schier klasterlang dabei. „Alsdann geb' ich beispielsweise dem alten Professor, der über 'n Sommer immer ins Dörfel kommt, die Sengst in d' Hand und sag': Jezt schneid' einmal Korn, mein lieber Professor. Sonst richt' ich's mit meine Leut' nit in vier Stund' . . . Und am Winter geh' ich dann zu ihm in die Stadt und hilf ihm, seine gelehrten Bücheln schreiben. Weil sonst wieder er kein Auskommen nit find't mit der Zeit . . . So meinst es doch? Gelt, Sepp, so stellst dir die Sach' vor?“

„Nein,“ sagte der Sepp.

„Also wie denn?“ der Bauer.

Und da wußte der Sepp keine Antwort drauf.

So fing er lieber ein anderes Kapitel seiner neuen Menschheitsbeglückungslehre an. Erzählte, daß Eigentum Diebstahl sei, erklärte, daß alle Gesetze, die über das Heiraten handeln, nur Zwangsverordnungen wären, daß jeder Mensch das natürliche Recht habe, mit dem zusammenzuleben, mit dem er eben Lust hätte. Und auch das nicht gebunden auf Zeit und Ewigkeit, sondern eben nur so lange, als es ihn freute. „Freie Liebe“ nannte er das. Und für den allenfallsigen Nachwuchs würde von Staats wegen gesorgt werden.

„Herrgott, dann brauchet der Mensch nit einmal Alimente zu zahlen, wann ihm was Menschlichs passiert!“ dachte der Jungknecht in freudiger Erregung. Aber er sagte es nicht laut. Er wußte leider nur zu genau, wie streng man im Köflacherhose auf Ehr' und Sittsamkeit hielt. Da verstand der Bauer keinen Spaß. Schon das mit der „freien Liebe“ war den Leuten zu viel gewesen. Die Hausmutter hatte ein entsetztes „Am Gotts Christi willen, Sepp!“ gerufen, und die Angerer Kesperl, die auf einen kleinen Pausch gekommen war, war gar vom Tische aufgesprungen: „Wann d' so dalkert daherredst, dann geh' ich lieber wieder z' Hau'!“ Ein heimliches Verliebtsein, ja. Das hatte der Kesperl schon gefallen. Aber „freie Liebe“ — und dann nicht einmal heiraten — — da sollte sich der Sepp nur um eine andre umschau dazu! Mit hochrotem Gesicht war sie aus der Stube gelaufen und nicht wieder zurückgekommen.

Der steinalte Lipperl, der noch immer arbeitete wie zwei Junge, und von dem man sagte, daß er im Köflacherhose das Gnadenbrot aß, war während all dieser Vorkommnisse still in seinem Ofenwinkel hockengeblieben. Der Lipperl dachte schon etwas langsam. Der wälzte in seinem alten Hirn immer noch den Saß von der Gleichberechtigung aller Menschen herum. Wår so uneben nit,“ meint er. „Da brauch' ich auf meine alten Tag' nimmer Knecht sein. Da sezt' ich mich als Großbauer auf den Sonnleitnerhof. Soll der Sonnleitner dann auch einmal Knecht spiel'n . . .“ Aber dann kamen ihm allerhand Bedenken. „Leicht wähl'n s' mich dann gar zum Bürgermeister. Und zum Armenvater . . . Jessas nein, das halt't mein alter Schädel nit mehr aus! . . . Und die vielen Steuern, die der Sonnleitner zahlt! Die bring' ich schon gar nit auf . . .“

Gerade als die Kesperl dabongelaufen war und eine Weile ein bängliches Schweigen herrschte, war der Lipperl in seinen Erwägungen bei diesem schwierigen Punkte angelangt. Er fragte den Sepp darüber. Wie das denn mit der Steuer wäre? Ob die armen Leut' dann grad' so viel zahlen müßten wie die Reichen? Oder die Reichen so wenig wie die Armen?

Der Sepp hatte für diese Frage erst nur ein



Der Lipperl war still in seinem Ofenwinkel hocken geblieben.

überlegenes Lächeln. Dann machte er mit der Rechten eine Kreisbewegung, als wollte er etwas von der Erde wischen, das keine Daseinsberechtigung mehr hatte. Er streifte aber nur den vollen Weinkrug vom Tisch und sagte dabei: „Steuern! Lächerlich! Die gibt's doch dann nit mehr!“

Der Jungknecht jammerte um den nutzlos vergossenen Wein, die Köflacherin um den zerbrochenen schönen Krug. Die Jungdirn' las die Scherben auf und der Hausvater sprach wieder sein klastertlanges „Soo.“

„Sooo... Alsdann Steuern gibt's dann auch keine meh' ? Ja, sag einmal, Sepp, von was zahlt denn dann der Staat das viele Geld, das ihn die Kinder kosten, die alle er aufziehn laßt? Und von was baut er denn dann die Schulen und die Krankenhäuser? Oder die Eisenbahnen? Oder wie halt't er dann nur die Straßen instand?“

Der Sepp wußte auf alles eine Entgegnung. Oder auch nicht. Je nachdem. Aber — das mußte man ihm lassen — mündtot zu machen war er darum nicht. Und der Schluß war — der Rangordnung des Hauses nach — der: Der Bauer sprach: „Seit Menschengedenken hat sich der Köflacherhof immer vom Vater auf 'n Sohn

vererbt. Hat jeder Köflacher g'wirtschaft't, so gut er's verstanden hat, und hat g'schaut, daß 's seinen Kindern einmal sollt' besser gehn, als 's ihm selber gangen is im Leben. So hab's auch ich g'halten mein Lebtag lang. Aber das kann ich sagen: nit halb so g'freut hätt' mich die Arbeit, wann ich nit g'wußt hätt', ich tu f' für meine Kinder und Kindeskinde. Und der Köflacherhof stund' heut nit so da im Ansehn, wann schon mein Vorähn hätt' denken müssen: ich arbeit' ja doch nur für fremde Leut'. Für Leut', die ich nit einmal kenn'. Denn ein Vererben gibt's nit mehr. Und meine Kinder hat mir ja der Staat schon g'nommen alser kleiner. Daß er sie erzieht, wie er sie braucht, nit wie ich f' selber will.“

Und die Bäuerin schrie: „Was, die Kinder wegnehmen von der Mutter alser kleiner? Da drehet ich so ein'm armen Wurm ja lieber den Hals um, bevor ich ihm das g'schehen ließ'! Gott verzeih' mir die Sünd'...“

Der Lipperl sagte nichts. Der dachte sich nur sein Teil. „Wann ich dann erst wieder nit Großbauer sein kann, so bleib' ich gleich lieber Knecht. Geht mir ja soweit nit schlecht im Köflacherhof. Und Steuerzahl'n brauch' ich eh nit.“

Der Jungknecht schwieg auch still. Nicht gerade aus Bescheidenheit — das war seine Art nicht — nur weil er mit der Sache noch nicht ganz im reinen war. Der komische Satz, daß Eigentum Diebstahl sei, wollte ihm nicht recht in den Sinn. Er dachte dabei ganz vorzugsweise an drei Gegenstände seines bescheidenen Besitztums, von denen er sich nicht trennen mochte, und wenn er mit dem Teufel hätte raufen müssen darum! Diese drei Gegenstände waren seine Tabakpfeife, seine silberne Taschenuhr und — der Kugelhutzen, den er oben im Walde in einem Baumloch versteckt hielt. Da sollte nur einer probieren, ihm die zu nehmen! Dem würde er schon zeigen, was Eigentum und was Diebstahl ist! . . . Aber — ein Hakel hatte die Sache immerhin. Beispielsweise das mit dem Kugelhutzen: das Wildpret und die Jagd ist Eigentum der Guts herrschaft; also ist eigentlich der Guts herr ein Dieb. Wenn man aber ihn — den Jungknecht — erwischt, wie er heimlicherweife ein Gamsel aus den Wänden runterknallt, dann steckt man ihn ins Loch. Als Wilddieb . . . Jetzt — wie wird das dann sein? In der neuen Zeit? Gibt es dann vielleicht auch ein „freies Wildern“, wie es eine „freie Lieb“ geben wird? „Dann pfeift ich auf die neue Weltordnung,“ sagte der Jungknecht im stillen zu sich selber. „Wann 's Wildern nit verboten is, dann macht's mir lang nit die Freud' wie jetzt.“

Und noch eine saß am Tisch. Die sprach nichts, dachte kaum etwas und nickte nur immer schlaftrunken vor sich hin. Denn die Jungdirn, die Mirzl, war von jeher der Ansicht, daß zum Leben nur dreierlei gehört: Essen, Trinken und Schlafen. Die Arbeit — als viertes — ging so mit drein. Die war selbstverständlich. Denn wenn man Brot essen will, muß man Korn bauen. Und wenn man eine Milchsuppe auslöffeln will, muß früher das Vieh gemolken sein. Denn das Korn wächst nicht von selber. Und eine Kuh kann sich auch nicht allein melken. Aber wenn dann geschafft, gegessen und getrunken ist, dann soll ein Christenmenschen auch schlafen können. Nicht so dumme Reden führen, die kein End' nehmen, wie's die Leut' da tun. Keine Silbe hat sie verstanden von all dem, was da verhandelt worden ist. Nur ein Wort, ein einziges, hüpf't ihr immerzu durch den Kopf — wie ein Heuschreck, der sich nicht fangen lassen will: *Bolweschift . . . Scholbewist . . . Wolbeschift . . .*

Der Hausvater legte die Hand schwer auf den Tisch und sagte hart: „Ausg'red't is's für heut'. Is eh ein Unsinn, das Ganze. Wann man die Armut aus der Welt kunnt' schaffen — ein Segen wär's wohl. Aber dann hätten die Menschen nit g'wart't damit bis heut'. Da hätten sie's wohl schon früher einmal probiert. Zeit haben s' ja g'habt, seitdem die Welt steht.“

Dann sprach er das Tischgebet und die andern sagten es nach mit murrender Stimme. Und als das Amen verklungen war, klatschte der muntere Jungknecht der schlafenden Jungdirn' einen tüchtigen Schlag auf die Schulter. „Aufstehn, Mirzl! Zeit is's zum Niederleg'n.“

Der kleine Hansl, der Halterbub' und Mädchen für alles war im Köflacherhofe, bemühte den allgemeinen Ausbruch, um rasch und verstoßen den Weinrest aus dem Glase des redseligen Sepp zu schlürfen. „Mir is's wurscht!“ dachte er dabei. „Von mein' Vater weiß ich niz, und die Mutter kümmert sich auch nit viel um mich — so is's schier alles eins, ob ich beim Köflacher aufwach' oder beim Staat. Die Köflacherleut' kenn' ich wenigstens schon. Aber die Staatleut' nit.“ Drehte sich um, trank schnell noch die letzten Tropfen aus und hüpfte dann seelenvergnügt in den Stall, um sich im Futterbarren zur Ruhe zu begeben.

— So war es am ersten Abend gewesen, und so ging es nun fort Tag für Tag. Kaum war' der letzte Bissen aus der Schüssel verschwunden, begann der Sepp sein großmauliges Reden. Immerzu dasselbe. Und immerzu dieselben Einwendungen darauf. Schier nicht anders ging es zu als bei dem Ringelspiel, das zum Kirchtag auf der Gemeindefeld aufgestellt wird. Immerzu im Kreise herum. Ein Pferd, ein Löwe, ein Fabeltier. Und wieder ein Pferd, ein Löwe, ein Fabeltier. Immer aufs neue, aber immer dieselben. Und dabei weiß man nicht einmal recht, welches das Pferd und welches den Löwen oder das Fabeltier vorstellen soll. Ist eins so verrückt wie das andere. Gerade wie dem Sepp seine Reden . . .

Vierzehn Tage sind es nun schon, daß der Sepp den Apostel einer neuen Menschheitsordnung spielt. Aber Erfolg hat er einstweilen noch keinen aufzuweisen. Die Leute aus dem Dorfe, die anfangs seinen Reden in neugierigem Staunen halb interessiert, halb verständnislos zugehört, haben keine Zeit mehr für ihn. Denen ist das Einbringen der Ernte wichtiger als die schönsten Reformideen. Der Schneider-Raz läuft ihm gar immer schon aus dem Weg, wenn er ihn nur von weitem wo kommen sieht. „Der Köflacher Sepp tut schon wieder Revolution machen,“ zischelt er ängstlich. Und die Dürflacherin schlägt ein Kreuz uns andre, wie vor dem, den man nicht beim Namen nennen will. „Die Religion will er aus der Welt schaffen, der Anchrist . . .“ „Und das Arbeiten auch!“ ergänzt der Schmied. Und haut mit dem Hammer auf das glühende Eisen, als trüge das die Schuld daran, daß der Köflacher Sepp nichts anderes tut, als nur unserm Herrgott den Tag abstehlen.

Bloß der Strohbacher hält ihm noch ein bißchen die Stange. „Bringt halt jeder eine Letten

mit heim aus so ei'm grauslichen Krieg. Den einen trifft eine Kugel, den andern hat eine Krankheit packt. Na — und dem Köslacher Sepp hat's halt 's Hirnkastel verwirrt.“ Viel-jagend tippt er sich mit dem Finger auf die Stirn dabei. „Kriegsinvalid . . .“

Der gute Sepp hat sich aber bereits soweit in sein Aposteltum hineingelebt, daß er die stille Mißachtung seiner Mitmenschen mit ruhiger Würde zu tragen versteht. Was kümmert ihn die Meinung der anderen? Wenn nur er all- fort reden kann, das ist ihm die Hauptsache . . . Nicht einmal recht zuhören tut er sogar, was der Pfarrer heut von der Kanzel spricht. Troz- dem die Augen der ganzen Gemeinde auf ihn gerichtet sind dabei. „Es geht der Antichrist herum im Lande wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge . . .“ Weiß Gott, wenn der Sepp jetzt wirklich ans Verschlingen denken sollte, so handelt sich's bei ihm jetzt sicher- lich nicht um einen „wen“, sondern höch- stens um ein „was“. Das Sonntagessen, das die Mutter kocht, ist immer ganz was extra Feines! . . .

Als er aber nach dem Hoch- amt aus der Kirchentüre tritt, muß er es endlich doch

innerwerden, wie ihm die Leute sehen aus dem Wege weichen. Und ihm dämmert plötzlich auf, als ob zwischen der Predigt des Pfarrers und seiner eigenen Person ein gewisser inniger Zu- sammenhang bestünde . . .

Da reckt er sich trotzig in die Höhe, so lang er nur ist. Und stapft geradeswegs hinüber zum Kirchenwirt. „Zillerl, ein Viertel Wein!“

Die schwarzhaarige Kellnerin blizt ihn im Vorübereilen keck aus ihren Tollkirschenaugen an und lacht ihm ins Gesicht: „Wer bin ich denn, daß ich dich bedienen soll? Jetzt hebt eine andre Zeit an! Jetzt sein alle Menschen gleich. Wann d' ein'n Wein willst, hol' dir 'n selber!“

Wütend fällt der Sepp den dicken Kirchenwirt an: „Hast es g'hört? So eine Gemeinheit! Wann d' so was dulden willst in dein' Haus, dann sper' doch lieber gleich 's G'schäft zu!“

„Wird mir eh bald nig anders übrig bleiben,“

jammert der Wirt und hebt die listigen Aug- lein scheinheilig zum Himmel auf. „Wie neulich in der Zeitung g'standen is, haben f' in Ruß- land dem Alkoholsteufler schon den Kragen um- dreht. Wann jetzt das bei uns auch eing'führt wird, dann is's aus mit 'm Wirtsg'schäft. Da schenkt dann den Wein nur mehr der Apotheker aus — im Medizinflascherl, für die Kranken. Und das Bier kriegen die Schwein' zu saufen, daß f' fett werden. — Ja, mein lieber Sepp, so geht's jetzt zu in der Welt . . .“

Der Sepp würgt einen Fluch hinunter und läßt den Dicken stehen. Auf der Regellstatt rollen schon die Kugeln und klappern die Regel. Das gecheiteste ist, man schiebt mit. Da macht man wenigstens seinem Aerger ein bißchen Lust. Nur soll der Regelbub' wohl achthaben, daß ihm die Kugel nicht an den Schädel fliegt! Der

Sepp spürt heute eine mordsmäßige Kraft und Wut in sich . . .

Ganz prozig stellt er sich hin und klimpert mit dem Geld im Sack. „Ein Kröndl auf 'n ersten! Wer halt't mit?“

Die Burschen schauen ihn der- wundert an. Und einer sagt: „Ja, weißt du denn das noch gar nit? Jetzt gibt's ja gar fein'n ersten



„Wird mir eh bald nig anders übrig bleiben,“ jammert der Wirt.

nimmer. Is einer wie der andre.“

„Also auf 'n König! Und zwei Kröndeln!“

„Narr du!“ lacht der andre wieder. „Jetzt gibt's doch keine König' mehr. Und Bauern auch nimmer. Is alles ein Teufel.“

Da merkt der Sepp erst, daß sie ihn zum besten haben wollen. Seine erste Regung ist, dem nächsten an die Gurgel zu springen. Aber es sind ihrer zu viele. Und schauen alle ganz rauflustig drein . . .

„Teppen seid 's alle miteinander!“ schreit er in ohnmächtigem Zorn, kehrt ihnen den Rücken und stürzt aus der Regellstatt davon. Und hört draußen noch ihr helles Gelächter und den Nach- ruf: „Kann schon sein, daß wir Teppen sein. Wo jetzt alle Leut' gleich sein und du doch sicher ein Tepp bist . . .“

Aus dem Wirtshaus stürmt der Sepp wie ein Wilder, die Dorfstraße hinab und beim ersten Seitenweglein hinaus ins freie Feld. Er

weiß sich nicht aus vor Zorn und Scham. Nur wenigstens keinen Menschen sehen jetzt! Sonst vergreift er sich noch an einem! Selbst wenn's Prügel kosten sollt' . . .

Aber dort, weitab von ihm gehn doch noch ihrer zwei. Ganz langsam gehen sie, als hätten sie sich weiß Gott was zu sagen, — bleiben stehen — gehen wieder — und nun geben: sie sich gar die Hand . . .

Dem Sepp wird's plötzlich ganz schwarz vor den Augen. Als ob er blind werden sollte. Und sieht es doch ganz deutlich: das ist ja — zum Teufel hinein, wie kann denn das nur sein? — das ist ja die Ungerer Reserl . . . Und der Rache neben ihr, das ist der Rainegger Bub, der Franz. Was will denn der von ihr? Was geht sie denn mit dem spazieren? Und was hält er jetzt gar ihre Hand in der seinen, als ob er sie sein Lebtag nimmer auslassen möcht'?

Das hat dem Sepp heut grade noch gefehlt: Eifersucht . . . Wie ein gehegter Hirsch jagt er über die Felder. Nun ist der Rainegger Bub plötzlich verschwunden. Rein wie in den Erdboden versunken. Und der Sepp weiß nicht, soll er ihn im Jungwald suchen, der sich dort die Leiten hinaufzieht, oder in dem engen Graben, der ins Stolzental hinunterführt.

Atemlos hastet er auf die Reserl zu. „Wo is der Franzl hin? Was machst denn du noch da? Was habt's ihr überhaupt zu schaffen miteinander?“

Die Reserl schaut ihm trotzig ins Gesicht. „Fragt viel auf einmal. Aber ich bin dir auf gar niz Antwort schuldig.“

„Soo?“ macht der Sepp. Und dehnt das Wörtlein so langmüchtig, wie es sein Vater die letzte Zeit her immer getan. „Und an dein Versprechen denkst gar nit? Daß d' mir die Treu willst halten, — daß d' warten hast wollen, bis ich z'rückkomm'?“

Der Reserl stehen die Tränen in den Augen. Aber sie zwingt sie tapfer zurück. „Hab' ich etwa nit g'wart't? Hab' ich dir etwa die Treu nit g'halten? Mit keinem bin ich gegangen die ganze Zeit, an keinen hab' ich denkt, als immer nur an dich. Vier Jahr' lang . . .“ Trotzig wirft sie das zornrote Köpferl in die Höhe. „Aber jetzt is eine andere Zeit. Jetzt gelten alte Versprechungen niz mehr. Und die Treu' is auch aus der Welt g'schafft. Jetzt regiert nur mehr die »freie« Lieb' . . .“

Sagt's, dreht sich ab von ihm und geht ihres Weges weiter, als ob es gar keinen Köslacher Sepp mehr gäbe auf der Welt. Und der Sepp steht da wie die Mannerl beim Sterz, weiß nicht, was er ihr antworten soll, und weiß nicht, soll er ihr folgen oder sie einfach laufen lassen. So auf den eigenen Fall angewandt, kommt ihm die neue Weltordnung gar nicht mehr so schön vor wie bisher . . .

Zuchsteufelswild kommt er gegen Mittag zu Hause an. Die andern sitzen schon beim Essen Mit rotgeweinten Augen die Mutter, mit finstrem Gesicht der Vater. Und es wurde eine recht schweigsame Mahlzeit.

Nach dem Tischgebet beginnt der Sepp in allen Taschen zu suchen. „Zum Teufel 'nein, wo hab' ich denn meine Pfeifen hintan?“

Da blinzelt ihn der Jungknecht von der Seite an — so halb schalkhaft und doch halb besangen — und sagt: „Die Pfeifen? Ja, weißt, ich hab' glaubt, die g'hört gar nimmer dein. Weil d' doch g'sagt hast, daß Eigentum Diebstahl is. Und da hab' ich s' dem Hansl geben. Daß der arme Bub auch einmal eine Freud' sollt' haben. Und daß die Leut' nit sagen können, der Köslacher Sepp wär' ein Dieb . . .“

Wie nun der Sepp aufahren will in hellem Zorn, macht der Hausvater eine Bewegung mit der Hand, daß dem Sepp das Wort im Munde stecken bleibt.

„Laßt 's die Dummheiten sein,“ grollt er, „jetzt reden wir einmal ernster Weiß'!“ Ganz wild, schier zum fürchten, schaut er aus. Und ist doch ganz unheimlich ruhig dabei. „Was die Leut' sagen — ich hätt' mir's längst schon denken können. Aber weil s' einem das Schlechte immer nur hinterm Rücken nachreden und nit



Der Reserl stehen die Tränen in den Augen. Aber sie zwingt sie tapfer zurück.

ins G'sicht hinein, drum bin ich's heut erst inne worden. Wo 's der Pfarrer frei von der Kanzel runterg'sagt hat.“

Mit der geballten Faust haut er auf den Tisch, daß die Teller zu tanzen anheben und die Kirzljäh aus ihrem Verdauungsdüsel aufschreckt. „Daß einem so was passieren muß. Einem

Röflacher! Daß die Leut' mit Fingern auf einen weisen und die alte Mutter sich die Augen ausweinen muß vor Scham. . . ." Einen tiefen Schnauer tut er, dann hat er seine frühere unheimliche Ruhe wiedergefunden. „Zwei Wochen lang hab' ich dich faulenzzen lassen und ein Leben führen wie der Herrgott in Frankreich. Ich hätt' dir's auch weiterhin noch gönnt eine Zeitlang, wanngleich 's mir selber nie so gut gangen is in mein' ganzen Leben. Aber — hab' ich mir denkt — er hat sich das bißl faulenzzen sauer verdient. Nach allem, was er hat mitmachen müssen die letzten vier Jahr' her. . . .“

Seine Stimme wird ganz ungewohnt weich, wie er das sagt. Aber gleich darauf ist sie wieder hart, und ein harter Zug legt sich auch um seinen Mund. „Jetzt is's aus. Du selber hast es predigt die ganze Zeit her: Wer nit arbeit't, soll auch nit essen. Alsdann überleg' dir halt die Säch'. Bis morgen früh hast Zeit dazu. Wann's dann nit anders wird, so bist heut 's letzte Mal mit uns da an ein'm Tisch g'essen.“

Schwerfällig, als ob es ihn Mühe koste, sich zu erheben, steht er vom Tische auf. „Kommt, Mutter, wir gehn miteinander ein bißl auf die Felder 'naus. Mir is's heut zu eng da in der Stuben. . . .“

— — Lang, endlos lang ist so ein Sonntag-nachmittag, wenn der Mensch nicht weiß, was er mit sich selber anfangen soll. Im Hause alles still und tot. Die Alten fort, der Jungknecht auch ausgeflogen, der Hansl wohl in irgendeinem versteckten Winkel, um sich beim ersten Pfeifenrauchen die erste Ueblichkeit zu holen. Nur der steinalte Lipperl und die blutjunge Mirzl sind noch daheim. Und der Hofhund und die Hauskat'. Die schnarchen ein Quartett zusammen.

Da denkt der Sepp, es wär' vielleicht das beste, der Angerer Kesperl wieder ein gutes Wörtl zu geben. Wie er aber zum Angererhof kommt, und hinübergrüßt zu ihr, da hebt sie sich jäh von dem Bänklein, wo sie so oft am stillen Feierabend mit ihm gessen und geplaudert hat, geht rasch ins Haus hinein und zieht die Türe hinter sich zu.

Da denkt der Sepp zum zweiten: „Is's, wie's is, — jekt such' ich mir den Rainegger Franzl auf und verprügl' ihn, daß er für eine Weil' aufs Verliebte sein vergessen soll. Das wird ihm g'sund sein. Und mir auch.“

Aber der Franz ist nirgends zu finden. Nicht zu Hause, nicht auf den Feldern, nicht im Wirtshaus. Und so führt denn der Sepp seinen Zorn und sein Herzleid einen halben Tag lang spazieren, ohne Zweck und Ziel. Und als es endlich Abend ist, da ist ihm zumute, als hätte er die Prügel bekommen, die er dem andern vermeint. Jeder Knochen tut ihm weh von dem närrischen Laufen bergauf und bergab, im Kopf ist ihm

ganz wüßt, als hätte er einen ausgewachsenen Nagensammer. Und hat doch nicht ein Tröpflein Wein getrunken den ganzen Tag!

Beim Nachtmahl, das diesmal ganz schweigsam verläuft, tut er's dem Hansl, dem Halterbuben, nach: rührt keinen Bissen an und verliert sich vom Tisch, sobald es nur angeht. Der Unterschied ist bloß der, daß der Hansl trotz Pfeifenrauchen und Seekrankheit in seinem Futterbarren bald den tiefen Schlaf der Jugend findet, während sich der Sepp die halbe Nacht schlaflos in Bette wälzt. Endlich — gegen Morgen schon — fällt ihm ein, was dort in Rußland einmal einer gesagt hat, den sie dieses Wortes wegen damals verfolgt und geächtet haben: „Die Menschheit ist noch nicht reif genug, die bolschewistische Idee in sich aufzunehmen. . . .“

Ja, so wird's wohl sein. Und so trifft ihn, den Röflacher Sepp, kein Verschulden, wenn diese beschränkte Menschheit noch ein paar tausend Jahre länger auf ihre Seligkeit warten muß. Er hat sein möglichstes getan. Wenn diese Leut' zu dumm sind, ihn zu begreifen, so sollen sie ihn einfach gernhaben. Er mag nicht dem Bolschewismus zulieb die Angerer Kesperl an den Rainegger Franzl verlieren. Und überhaupt: er will auch seine Ruh' haben und schlafen können. Und er schläft nun richtig ein. . . .

Oh' noch die Sonne den ersten Blinzler tut über die Berge her, ist der Sepp schon wieder auf. Geht mit den andern aufs Feld hinaus und schafft mit ihnen bis in den sinkenden Abend hinein. Keiner wundert sich darüber, keiner sagt ein Wort dazu. Als müßte das so sein. Und der Sepp hatte sich doch wenigstens eine lobende Anerkennung erhofft als schwachen Ersatz für das Aufgeben seiner hochliegenden Ideen. . . .

Auch das Abendessen verläuft, als ob der Sepp gar nie vom Hause fortgewesen, als ob die vier letzten Jahre überhaupt nicht in der Zeitrechnung gestanden wären. Der Hausvater spricht von der Ernte und über die Arbeitsordnung der nächsten Tage, der Jungknecht wackelt aufmerksam mit dem Kopf dazu. Und denkt dabei doch nur an den Schießprügel, den er oben im Walde versteckt, und an den Rehbock, der heut abend wieder über die Spitalleiten gewechselt ist. . . . Im Ofenwinkel duselt der alte Lipperl stumpfsinnig vor sich hin, schiebt die kalte Pfeife von einem Mundwinkel in den andern und nimmt das für eine genußfrohe Beschäftigung. Und die Mirzl nickt mit dem Kopf wie ein Pagoderkel, fährt alle fünf Minuten erschrocken in die Höhe und ärgert sich, daß die andern noch immer nicht ans Schlafengehen denken.

Einzig der kleine Hansl ist heut ganz ein anderer, als er sonst immer war. Er weiß es selbst nicht recht, was er eigentlich ist. Gestern, da ihm der Jungknecht die Pfeife des Haussohnes überreicht gehabt, hatte er sich als Mann

geföhlt. Heut hängt der Nasenwärmer wieder sauber gepußt in des Seppens Mund. Da ist er, der Hansl, nun wieder bloß ein Halterbub . . . „Schad“, daß die neue Zeit noch nit da is,“ denkt er. „Da g'höret die Pfeifen vielleicht doch schon mein . . .“

Nun steht der Bauer vom Tische auf. „Schlafenszeit, Leut! Morgen is auch noch ein Tag.“

„Wohl, und ein schwerer auch noch!“ fügt der Sepp bei. „'s Wetter schaut gar nit gut her. Da müssen wir uns schleunen, daß wir 's Heu von der Waldwiesen einbringen, bevor ein Regen kommt.“

Wie er das sagt, so ruhig und selbstverständlich, schaut ihn die Mutter an dabei mit völlig verliebten Augen. Ganz heimlich und verstohlen streichelt sie ihm leise über den Armel. „Gute Nacht, Sepp!“ sagt sie. Sie hätte gerne dazu-gesetzt: „Du mein lieber Herzensbub.“ — Aber das trant sie sich schon nicht mehr. Es würgt sie wieder so eigen im Halse, und das helle Maß steht ihr auch wieder in den Augen, ohne daß sie ihm zu wehren vermag. Und doch ist der Köstlicher-Mutter so wunderbar und glücklich zumute dabei. Es sind ja wieder Freudentränen, die sie weinen kann . . .

Die Tüftler auf dem Salvest.

Eine Schwarzwalddgeschichte von Wilhelm Fladt
(Freiburg i. Br.).

Wenn irgendwo in einem Tal zwischen Furtwangen und Billingen einem Schwarzwaldmüller der Geduldfaden riß, weil irgendwo in den Mahlgängen oder am Wasserrad etwas haperte, dann hieß es immer zuguter-legt: Jeyer ka nur no d'r Blessing helfe!

Der Blessing war ein armer Schlucker und seines Zeichens ein Zimmermann, der droben auf dem Salvest bei Unterkirnach hauste. So nebenbei war er der Mühlendoktor, und es gab keine Wälderdmühle von Schramberg bis Donau- eschingen, in der der Salvest noch nicht die Finger im Werk gehabt hatte.

Der alte Blessing konnte alles. Wenn er nach glücklicher Vollenbung der Mühlendoktorei sich die wohlwollende Zufriedenheit eines behägigen Talmüllers erworben hatte, dann kam sicher noch die runde Frau Müllerin und hatte eine Kappe voll Sonderwünsche für den Allerveltssassa. Einmal war am Mehlstrog ein neuer Deckel nötig; das war zwar Schreinerarbeit, aber der Blessing konnte es auch. Im Stall brauchte man einen Verschlag für die Gänsezucht; selbstverständlich war das des Blessings Sache. In der großen Stube hatte die alte Pendeluhr seit ein paar Wochen Raupen; die verstand keiner besser auszutreiben als der Blessing.

So ein paar bresthafte Wäldernhren hingen

überhaupt immer auf dem Salvest droben, daß der Blessing sie flickte. Das ging zwar ein bißel über das Zimmermannshandwerk und über die Mühlenmacherei hinaus. Aber wer mit scharfem Blick und kundiger Hand in das Werk einer störrischen Wälderdmühle zu greifen verstand, bigost au, der wird doch auch mit dem Räderwerk einer verwirbelten Bauernuhr zurecht- kommen! Das war drum so eine richtige Winterarbeit, wenn's doch nichts zu zimmern gab und wenn die Mühlräder in die Wälderbäche hinein- gefroren waren.

Dann rückte der Salvest den Tisch aus dem Herrgottswinkel ganz ans vordere Fenster und rüstete Schraubenzieher und Feilen, Stefsen und Zänglein und dies und das. Dann ward behut- sam so eine alte Bauernuhr auseinandergelegt und getüftelt und gebastelt, bis es wieder klappte. Hüben von ihm saß der Karli und driiben der Marti, zwei frische rotbackige Buben und spa- nißten auf des Vaters Hantierungen, als ob sie's morgen auch schon können müßten. Allerveltsbuben waren's, die zwei, die gar bald dies und jenes erlickert hatten und dem Alten trefflich zur Hand zu gehen wußten. Er hatte auch seinen Stolz auf seine zwei Kerli, der alte Salvest, und wenn's gelangt hätte, warum nit gar, dann hätten sie auch ihrem Lieblingswunsch folgen dürfen, zu einem tüchtigen Uhrmacher in die Lehre zu gehen. Aber — dazu waren die Buben zu dünn gesät.

* * *

Vom Christkindlismarkt in Furtwangen hat einmal der Salvest seinen Buben eine Mund- harmonika mitgebracht. Ei der Tausend, war das eine Freude! Jeder hat darauf dudeln wollen, der Karli und der Marti.

Auch der Vater selbst hat's probiert, wenn sie im Abendsonnenschein auf der Ausguckbank vorm Salvesthäuslein saßen.

„Seht, wie die Sonne dort sinket,
Abendlich dunkelt das Feld“

Klang es sinnierend in den dämmernden Abend.

„Hüttlein, nun sei uns willkommen!
Heut ist die Arbeit vollbracht.
Der uns das Werk abgenommen,
Sendet die feiernde Nacht.“

Hört ihr das Glöcklein? Mit traulichem Klang
Kuft es zur Hütte den Abendgesang,
Läute, o Glöcklein, nur zu,
Läute zur süßen Ruh!“

Wie sie dann nach dem bescheidenen Abendimbis drin saßen auf der warmen Chunst und das Kienspanlicht seinen roten, warmen Schimmer in die heimelige Stube leuchtete, da haben sie zu dritt Lustschlöffer gebaut. Lustschlöffer?

„Weisch,“ meinte der Karli zum Vater und deutete auf ein eben fertiges Laufwerk, das der Vater in den Winterabenden geschnefelt hatte,